

DIALOG DER RELIGIONEN

Schwierigkeiten des interreligiösen Dialogs

Paul will kein Wurstbrot in die Schule mitnehmen. „Die Türken fangen immer an zu schreien, rennen weg und sagen, sie dürfen die Wurst nicht sehen und nicht riechen – das ist Sünde.“ Paul ist genervt – er will in der Pause einfach nur sein Brot vespern und nicht jedes Mal für Aufruhr sorgen.

Clara kann auch was zum Thema beitragen: In ihrer Klasse ist ein muslimischer Junge, Mutter Muslima, Vater Christ. Der Junge heißt so deutsch wie du und ich und kommt hörbar aus Weinheim. Aber das macht die Sache nicht einfacher. Das Schwein ist trotzdem das Schreckgespenst schlechthin, auch wenn es nur zu Wurst verarbeitet zwischen zwei Brotscheiben klebt. Meine Kinder beschwerten sich, dass ihnen das Ekelgeheul muslimischer Mitschüler langsam den Appetit versaut. Ich versichere ihnen, dass die muslimischen Kinder mit ihrer Aufregung meiner Kenntnis nach nicht Recht haben. Doch das hilft meinen Kindern wenig. Das Verhältnis zu einigen muslimischen Mitschülern und zum Borstenvieh ist nachhaltig gestört.

Der Imam, darauf befragt, gibt mir Recht: Die muslimischen Kinder ver-sündigen sich nicht. Aber er ist auch froh, dass ich ihm noch etwas anderes erzählen kann, nicht nur die Aufregung der Muslimkinder. Aus den eigenen Kindern habe ich nach sorgsam geleitetem Gespräch noch etwas anderes herausbekommen: Es liegt nicht allein an den Muslimkinder, dass sie den Christenkindern die Wurst vom Brot nehmen wollen. Sind da nicht auch manchmal die Christenkinder hinter den Muslimkindern hergerannt und haben ihre

Brotscheiben aufgeklappt? Sie haben manchmal die Sau rausgelassen. Zugegeben.

Noch vor einigen Jahren hätten Muslimkinder einfach den Mund gehalten und sich zurückgezogen, vielleicht einmal ein Christenkind auf's Maul gehauen. Auf religiöser Ebene hätte sich die Sache wohl nicht erkennbar abgespielt. Das ist anders geworden. Das ist gut. Denn plötzlich wird die Religion wieder ein Alltagsthema: Das kann auch uns Christen nur gut tun.

Damit sind religiöse Fragen aber auch den Grenzen unterworfen, die der Alltag uns setzt. Für ein gründliches Gespräch ist oft nicht Zeit genug. Oft reicht es nicht einmal, dass wir merken: In diesem zufälligen alltäglichen Ereignis taucht ein wesentliches religiöses Thema auf. Und wenn wir es wahrnehmen, kann es sein, dass wir peinlich berührt schweigen, denn wir Christen haben eine unheilige, aber lange Tabupraxis geerbt, die religiöse Fragen in den intimen Privatbereich verbannt.

Die Diskussion interreligiöser Fragen ist aber auch dann Grenzen unterworfen, wenn wir uns sehr bewusst auf den Weg begeben, Menschen anderer Religionen zu begegnen, sie kennen zu lernen, zu würdigen und mit ihnen in einen Dialog zu treten. Das gilt sogar für so verwandte Religionen wie den Islam. Das gilt, obwohl Muslime in der Nachbarschaft, in Schule und Arbeit längst normal geworden sind. „Wir wollen nur Normalität“, haben Vertreter der muslimischen Verbände auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Köln immer wieder gefordert. Sie wollen keine Son-

derrechte, sondern die Normalität einer grundgesetzlich garantierten Religionsfreiheit.

Diese Forderung ist richtig. Gleiches muss gleich behandelt werden: Die bei uns lebenden Muslime sind Menschen, die eine bedeutende religiöse Minderheit darstellen. Sie haben Menschenrechte, die die Religionsfreiheit einschließt, und sind als Bürger der BRD auf der Grundlage unseres Grundgesetzes so gerecht wie alle anderen Bürger dieses Landes zu behandeln. Sie haben Rechte, auch auf ein Minarett. Daran gibt es keinen Zweifel, darüber ist auch keine Diskussion nötig. Diese Rechte haben auch nicht darunter zu leiden, dass die Rechtspraxis in den Herkunftsländern der in Deutschland lebenden Muslime leider oft ganz anders aussieht als hierzulande.

Die Forderung nach Normalität ist in anderer Hinsicht jedoch auch verfrüht. Denn Verschiedenes kann nicht einfach gleichgeschaltet werden. In vielen Bereichen des täglichen Lebens und der religiösen Begegnung gibt es keine Normalität. Normalität setzt ein großes Maß gemeinsam gewonnener Erkenntnis und Erfahrung voraus, woraus selbstverständliche Konventionen und Normen erwachsen sind, die die weiteren Begegnungen und den Umgang mit Fragen des Alltags und des Glaubens normierend regeln. Wenn es solche Erfahrungen, Konventionen oder gar Normen gibt, wird das Zusammenleben leichter. Für viele Bereiche des interkulturellen und interreligiösen Zusammenlebens gibt es Normalität in diesem Sinn jedoch noch lange nicht.

Fortsetzung auf Seite 4

Wenn Christen und Muslime z.B. ein Gebet für Integration und Frieden vorbereiten, dann sind häufig scheinbar ganz einfache Grundbegriffe des religiösen Lebens neu zu klären. Das ist mitunter sehr mühsam. Beispiel Segen: Man wähnt sich einig, was das ist. Das deutsche Wort ist ins Türkische übersetzbar. Doch als schließlich die Worte, die der Imam als Segen vorschlägt, ins Deutsche übersetzt sind, wird deutlich, dass er etwas ganz anders darunter versteht: Wünsche, ein Sendungs-Statement – in christlichen liturgischen Begriffen fast nicht zu fassen.

Hier gibt es keine Normalität. Die bestehenden Unterschiede sind noch zu groß und die bisher gemeinsam geleistete Verständigungsarbeit noch zu gering, als dass einfach A mit A und B mit B zu übersetzen wäre. Was wir reden, und vor allem wie wir im Glauben empfinden, ist zwischen Christen und Muslimen nicht ohne Weiteres vergleichbar. Das Normale ist vielfach der Unterschied. Wir können nicht auf gemeinsame Erfahrungen, Erkenntnisse und Normen zurückgreifen, sondern müssen in jedem Prozess neue finden. Was sich bewährt, wird sich als Erfahrung- und Erkenntnischatz erhalten und irgendwann einmal zu einer Normalität führen.

Normal ist in der derzeitigen Phase der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Islam die Spannung. Es gab einmal eine Phase, in der es politischer Wille war, vor allem muslimische Menschen als „Gäste“ zu betrachten, die wieder gehen. Sie sollten religiös auf keinen Fall Fuß fassen, Begegnung oder gar Dialog in religiösen Fragen war gerade nicht gewollt. Die Imame sollten ausdrücklich kein Deutsch können, damit ihnen die Missionierung erschwert war.

Dann wurde klar, dass viele Muslime, ihre Kinder und Enkel Mitbürger geworden waren und auf alle Zeit bleiben würden. Kulturelle und religiöse Spannungen

und andere Erscheinungen wie Ghetto-Bildung einerseits und einen neue Lust auf Multikulti andererseits haben zu einer Wende geführt, sodass heute auch politisch Integration ganz oben auf der Agenda steht. Viele Freundschaften und gute Beziehungen sind entstanden, auf allen Ebenen nachbarschaftlicher, kultureller, bürgerschaftlicher und religiöser Begegnung. Vieles war anregend, spannend und interessant.

Über Kennenlernen, Sympathie, Freundschaft und gemeinsames Feiern hinaus ist jedoch das Gespür für die Unterschiede nicht verloren gegangen. Das konnte auch gar nicht sein, weil sich die Unterschiede nicht einfach aufgelöst haben. Die Abstände zwischen christlich-westeuropäisch und türkisch-muslimisch geprägtem Denken und Fühlen sind dafür zu groß. Deshalb sind wir an vielen Punkten in eine Phase der Differenzierung und Klärung gekommen. Sie ist notwendig, um zu einer Normalität des Zusammenlebens zu finden, die grundlegend genug ist, um für Herausforderungen der Zukunft ein tragfähiges Fundament zu bieten.

Diese Klärung ist jedoch nicht billig zu haben. Sie kostet Kraft, Geduld, viel Mut und manchen Schmerz. Alle Beteiligten müssen sich Kritik aussetzen: Anfragen an die Grundsätze der eigenen Lebens- und Glaubenspraxis beispielsweise. Manche Vertrautheit stellt sich als Illusion heraus: Es ist zum Beispiel nett, miteinander Tee zu trinken, aber um zu verstehen, dass ein Muslim nicht Taufpate werden kann, muss man sich das Selbstverständnis der Religionen genauer ansehen. Manche Einsicht ist unbequem, aber nicht länger unter dem Teppich zu halten: Manchmal nervt es zum Beispiel, dass Muslime immer so tun, als wäre in ihrem Glauben ein für alle Mal alles klar – und Muslime werden dadurch verunsichert, dass sich die Wahrheit christlichen Glaubens schon seit den vier Evangelien immer wieder neu im Diskurs der Glaubenden heraus-

stellen muss.

Eine wertvolle Hilfe für die Phase der Klärung ist die Handreichung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland „Klarheit und gute Nachbarschaft – Christen und Muslime in Deutschland“ (November 2006). Diese Schrift für die Diskussion evangelischer Christen mit Muslimen hat jedoch – kein Wunder – zu Auseinandersetzungen zwischen Vertretern evangelischer und muslimischer Kirchen und Verbände geführt. Die Forderung nach „Normalität“ beim Kirchentag in Köln, die in diesen Zusammenhang gehört, habe ich bereits erwähnt. Ich halte jedoch fest, dass Normalität im Augenblick nicht heißen kann, dass zwischen Christen und Muslimen alles reibungslos und irgendwie „normal“ läuft. Normal ist jetzt die spannungsreiche Auseinandersetzung. Für diese Auseinandersetzung hoffe ich, dass die in den vergangenen Jahren gewachsenen Sympathien, Freundschaften und vertrauensvollen Begegnungen sich als tragfähig erweisen. Davon werden der friedliche Verlauf und Erfolg dieser Phase der Klärung ganz wesentlich abhängen.

Für uns Christen gibt es also Normalität in der Begegnung mit muslimischen Mitmenschen vor allem auf persönlicher, nachbarschaftlicher und repräsentativer Ebene. Für den kommenden Dialog sind jedoch die im Folgenden skizzierten Gesichtspunkte normativ. Das heißt: Wenn wir uns mit Muslimen ernsthaft um interreligiöse Verständigung im Glauben und im Alltag bemühen, müssen folgende Einsichten für uns selbst normal werden:

1. Gott offenbart sich in der Erfahrung des christlichen Glaubens geschichtlich. Wir sind immer auf dem Weg, seine Weisung neu zu entdecken, gebunden an die Tradition unseres Glaubens und offen für die Herausforderungen unserer Gegenwart. Wenn wir uns heute der Herausforderung gegen-



übersehen, dass Menschen einer anderen Religion mit uns leben, verstehen wir das als eine Aufgabe, die Gott uns stellt.

2. Unser eigener Glaube ist oft nicht greifbar und deshalb angreifbar. Vielen Christen ist ein Gespräch über ihren persönlichen Glauben peinlich. Das sind ganz schlechte Voraussetzungen für das Gespräch mit Muslimen. Deshalb stellen wir uns selbst die Aufgabe, Klarheit über unseren eigenen Glauben zu bekommen: Wir halten fest oder entdecken neu, was uns Gott im Glauben persönlich schenkt, finden neben den öffentlichen gemeindlichen Äußerungen des Glaubens (Gottesdienst etc.) eigene, persönliche Darstellungen des Glaubens und lernen über unsere Erfahrungen zu sprechen.
3. Unser eigener Glaube ist oft stumm. In der „Kirche des Wortes“, wie die evangelische Kirche manchmal genannt wird, fehlen uns die Worte, um anderen verständlich zu machen, was wir glauben. Deshalb stellen wir uns die Aufgabe, auch gedanklich zu klären, worin unser Glaube besteht und wie sich die Struktur christlichen Glaubens evangelischer Prägung entwickelt hat.
4. Ein kommender christlich-muslimischer Dialog braucht immer wieder Anlässe zur Begegnung auf persönlicher, nachbarschaftlicher, kultureller, repräsentativer und religiöser Ebene. Er braucht daneben jedoch eine funktionierende Verkehrssprache. Wir übernehmen mit dieser Einsicht die Aufgabe, Gelegenheiten der Begegnung zu schaffen und an-

zunehmen und gleichzeitig freundlich, aber eindringlich dafür zu werben, dass unsere Gesprächspartner die deutsche Sprache lernen, sprechen und beherrschen.

5. In einem kommenden christlich-muslimischen Dialog sehen wir uns angesichts der mitunter unübersichtlichen Vielfalt der christlichen Konfessionen dazu in der Lage, die ebenso unübersichtliche Vielfalt der muslimischen Glaubenspraxis und „Konfessionen“ differenziert wahrzunehmen und zu berücksichtigen. Wir werben bei unseren Gesprächspartnern dafür, dies ebenfalls bei uns und bei sich selbst zu entdecken.
6. Im Alltag, in persönlichen Begegnungen und im religiösen Dialog werden wir es uns selbst und unseren Mitchristen verbieten, „die Sau rauszulassen“. Wir werden versuchen zu erkennen, warum wir selbst oder andere sich zu Provokationen hinreißen lassen oder versuchen, die Macht der Mehrheitskultur und -religion auszuspielen. Wir werden die Gründe dafür – in der Regel Angst und eigene Unsicherheit – bearbeiten und damit einen Beitrag zur friedlichen gesellschaftlichen Auseinandersetzung leisten.

Der Streit um die Wurst hat sich verzogen. Aber Paul liest zu Zeit hingebungsvoll unsere alten Asterix-Hefte, liebt Gallier und Römer, Caesar und Kleopatra, eine Leidenschaft, die keine Basis für die Freundschaft mit einem seiner muslimischen Mitschüler abgibt. Kürzlich wollte ein muslimisches Mädchen gerne in die Singschule an der Peterskirche mitkommen, aber das ging den

Eltern dann doch zu weit.

Kleine Beispiele aus dem Alltag, die uns zeigen, dass hier nichts einfach normal läuft. Wir sind auf dem Weg und werden es auch bleiben. Im besten Fall werden die Konfessionen und Religionen in dieser Phase der Klärung erkennbar Profil gewinnen und die Fähigkeit trainieren, im Vertrauen auf Gottes Liebe in Frieden miteinander zu leben. Lassen wir die Sau drin und das Lamm raus.

Pfarrer Wenz Wacker

Gemeinsames Gebet von Christen und Moslems

Verwundert und beeindruckt blieben die Spaziergänger im Weinheimer Schlosspark stehen. Moslemische Gebetsgesänge mischten sich mit christlichen Liedern und Bibelziten. Mit einem symbolträchtigen gemeinsamen Gebet von Christen und Moslems ist am Sonntag die Sicherheitswoche der Heidelberger Polizei in Weinheim zu Ende gegangen. Im Schlosspark gestalteten der evangelische Pfarrer Wenz Wacker und sein katholischer Glaubensbruder Johannes Bold gemeinsam mit Imam Tahsin Özkan von der Weinheimer Moschee unter freiem Himmel einen gemeinsamen Gottesdienst vor mehr als 100 Besuchern. „Wir wollen brüderlich mit den Christen zusammenleben“, hatte zuvor Ishak Ünal, der Vorsitzende des Moschee-Vereins, betont. Erstmals in der Region waren die geistlichen Vertreter der Christen und der Moslems auf Einladung der Polizei gemeinsam vor ihre Gemeinden getreten. „Wir wollen gemeinsam beten für eine gelingende Integration“, so beschrieb es der Polizeibeamte Ernst Hettinger, der das Projekt leitete. Integration sei die Voraussetzung von Prävention. In der Weinheimer Moschee gibt es schon seit einiger Zeit eine Veranstaltungsreihe für türkische Jugendliche, die von der Polizei und dem Jugendamt der Stadt angeboten wird.

Roland Kern